

Anerkennung in Paarbeziehungen: die Liebe in der häuslichen Arbeitsteilung

Maiwald, Kai-Olaf

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Maiwald, K.-O. (2008). Anerkennung in Paarbeziehungen: die Liebe in der häuslichen Arbeitsteilung. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 3671-3676). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-155472>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Anerkennung in Paarbeziehungen. Die Liebe in der häuslichen Arbeitsteilung

Kai-Olaf Maimwald

Dass Familienbeziehungen herausgehobene Orte der Erfahrung von Anerkennung darstellen, erscheint schon intuitiv plausibel, auch ohne nähere Kenntnis der theoretischen Bestimmungen von Anerkennung. Schließlich ist in das bürgerliche Konzept von Familie als herausgehobenem Ort von Intimität geradezu eingeschrieben, dass dort die Wertschätzung personaler Qualitäten eine zentrale Rolle spielt. Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass die Familie in Axel Honneths Theorie als eine von drei gesellschaftlichen Anerkennungssphären ausgewiesen wird, und dass »Liebe« ihr spezifischer Anerkennungsmodus ist.

Wenn man nun die anererkennungstheoretischen Ausführungen zu Paar und Familienbeziehungen betrachtet, so erscheint als herausgehobenes Kennzeichen eine eigentümliche Spannung von Symbiose und Individuierung, oder anders gesagt: eine »prekäre Balance zwischen Selbständigkeit und Bindung« (Honneth 2003: 154). Auf der einen Seite gibt es eine enge wechselseitige Verwiesenheit auf den konkreten, partikularen Anderen. Sie ist in der Liebesbeziehung selbst repräsentiert in der Einigkeit darüber, dass man in seiner Bedürftigkeit vom Anderen abhängig ist (ebd.: 153). Das bedeutet auf der anderen Seite jedoch nicht, dass die Akteure in der Paarbeziehung in einer symbiotischen Einheit aufgehen und darin ihre Individualität verlieren. Im Gegenteil: dem Modell nach sind Paar- und Familienbeziehungen durch eine *reziproke Anerkennung der Individualität des Anderen* gekennzeichnet. Dafür stehen Formulierungen wie die, dass mit dem Gefühl der Liebe eine Haltung der »Sorge um das Wohlergehen des anderen im Hinblick auf seine oder ihre individuelle Bedürfnislage« (Fraser/Honneth 2003: 164) verbunden ist, oder die, dass in der wechselseitigen Anerkennung »die individuelle Bedürfnisnatur selber durch Zuwendung Bestätigung erhält« (Honneth 2000: 204). Es geht um die Anerkennung »als einzigartige Subjekte (...), deren individuelles Wohlergehen besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge verdient« (ebd.: 209).

Meines Erachtens ist dies eine besondere Pointe der Anerkennungstheorie: Man kann in einer Paarbeziehung für vieles Anerkennung bekommen – entscheidend für die *Liebesbeziehung* ist jedoch die wechselseitige Anerkennung von Individualität, die wechselseitige Anerkennung der Besonderheit des Anderen. Die Theorie schließt damit an einen Aspekt an, der in der strukturalen Familiensoziologie mit

Begriffen wie »Partikularität« und »Nicht-Substituierbarkeit des Personals« umrissen wird.

Die Ausführungen zur Anerkennung in Paarbeziehungen sind jedoch relativ allgemein gehalten. Konkretere materiale Bestimmungen des Anerkennungsmodus finden sich aufgrund des ontogenetischen »bias« der Theorie vor allem im Hinblick auf die Eltern-Kind-Beziehung. Im Anschluss an Daniel N. Stern und vor allem Donald W. Winnicott wird die widersprüchliche Einheit von Verschmelzung und Individuierung herausgearbeitet, die für die Autonomieentwicklung des Kindes erforderlich ist. Vor allem in diesem Kontext erscheint auch der starke theoretische Anspruch plausibel, der Anerkennungsmodus »Liebe« sei in konkreten Beziehungen nicht hintergebar. Das gilt für Paarbeziehungen weniger. Hier kann man sich eher Konstellationen vorstellen, die nicht dem Anerkennungsmodus entsprechen, aber doch irgendwie »funktionieren«.

So ist das Modell der Anerkennung in Paarbeziehungen beim gegenwärtigen Stand der Theoriebildung anfällig für denkbare vermeintlich »realistische« Kritiken. Wie etwa eine »Sozialstrukturforschungs-Kritik«, die man so paraphrasieren könnte: Es wäre vielleicht schön, wenn es sich wie beschrieben verhielte, die Realität der Paarbeziehungen dürfte jedoch anders aussehen. Oder eine »individualisierungstheoretische Kritik«, die anmerken könnte, dass die Paarbeziehung faktisch nicht der Ort reziproker Vergewisserung von Individualität sei, sondern im Gegenteil ein Ort der durch Kompromissbildungszwang eingeschränkten Individualitätseinfaltung.

Um derartigen Einwänden zu begegnen, sind weitere materiale Füllungen des paar- und familienspezifischen Anerkennungsmusters wünschenswert. Auf den ersten Blick scheint die Untersuchung der häuslichen Arbeitsteilung, um die es hier gehen soll, dafür jedoch gar nicht geeignet zu sein. Zwar verspricht sie mit der Konzentration auf praktische Handlungen (und nicht auf Gefühlshaltungen) eine größere Empirienähe. Aber was sollte diese Empirie mit Anerkennung oder gar Liebe zu tun haben? Schließlich werden in der aktuellen paarsoziologischen Diskussion Liebe und Hausarbeit, Liebe und Partnerschaft in der Regel als Gegensätze verstanden (z.B. Burkart 1998; Burkart/Koppetsch 2004; Koppetsch 2005; Meuser 1998). Und auch im Alltagsverständnis erscheint die Bewältigung alltagspraktischer Probleme wie Hausarbeit, Kinderfürsorge und Erwerbsarbeit etwas der »eigentlichen« Beziehung Äußerliches zu sein. Und für diese »eigentliche« Beziehung scheint die Emotionalität entscheidend zu sein. Zudem: Geht es bei diesen alltagspraktischen Dingen nicht eher um Leistungen, also um etwas, das eigentlich einer anderen Anerkennungssphäre zuzurechnen wäre? Und noch dazu um Leistungen in einem eher unwichtigen Bereich, der Sphäre der »Sekundärtugenden«?

Gleichwohl neige ich dazu, die häusliche Arbeitsteilung als Feld der Objektivierung paarspezifischer Anerkennungsstrukturen zu verstehen. Dafür benötigt man allerdings eine Konzeption, in der sie nicht nur als logistisches Problem oder als

bloße Frage von Kompromissbildungen erscheint, sondern in der ihre Bedeutung für die Beziehung *selbst* ausgewiesen wird. Eine solche Konzeption möchte ich im Folgenden angesichts der gebotenen Kürze eher thesenhaft umreißen. Dabei ist es sinnvoll, sich zunächst zu vergegenwärtigen, was die häusliche Arbeitsteilung unter modernen Bedingungen für Paarbeziehungen bedeutet.

Ausgangspunkt ist dabei die Feststellung, dass die normative Grundlage des bürgerlichen Familienmodells in den letzten Jahrzehnten einen erheblichen Bedeutungsverlust erfahren hat; einen Bedeutungsverlust, der eine traditionale Orientierung der Paare verunmöglicht. Paare müssen heutzutage bei der Haushaltsgründung eine für sie geltende Arbeitsteilung selbst finden. Auch wenn sie traditionelle Präferenzen haben sollten, also ein Modell bevorzugen, in dem die Frau für Haushalt und Familie, der Mann für die Erwerbsarbeit zuständig ist: diese Präferenzen sind nicht mehr durch normative Vorgaben gestützt. Im Gegenteil: Sie sind angesichts der normativen Verbindlichkeit weiblicher Berufsarbeit eher begründungsbedürftig geworden. Und: Die realisierte Arbeitsteilung ist auch in diesen Fällen Ergebnis eines Integrationsprozesses, nicht mehr die bloße Umsetzung von etwas Selbstverständlichem.

Wenn also Paare unter modernen Bedingungen die für sie geltende Arbeitsteilung selbst herstellen müssen, dann ist die von ihnen im Ergebnis praktizierte Arbeitsteilung in viel stärkerem Maße als früher ein Kennzeichen ihrer Beziehungsstruktur. Das ist sie aber nicht nur aus der Sicht eines beobachtenden Dritten, der ein konkretes Arrangement von anderen unterscheidet, sondern auch in der Binnensicht der Akteure. Schon allein deshalb, weil die Herausbildung einer Arbeitsteilung heutzutage im Prozess der Paarbildung selbst eine größere Rolle spielt als früher. Heutzutage ist die Paarbildung nicht mehr von einer zeitlichen Koinzidenz von Heirat, Haushalts- und Familiengründung geprägt, sondern sie ist durch eine Prozessstruktur gekennzeichnet, bei der die Heirat bestenfalls den relativen Endpunkt der Entwicklung markiert. Das Zusammenleben im gemeinsamen Haushalt ist eine zentrale Phase in diesem Prozess, die häufig als »Test« der Beziehung verstanden wird. Dies wirft die Frage auf, was in diesem Prozess geschieht und worin die Kriterien seines Gelingens bestehen.

Mit Jean-Claude Kaufmann (1994) lässt sich die Transformation der Beziehung nach dem Zusammenziehen als *Haushaltsintegration* verstehen. Mit der Gründung eines gemeinsamen Haushalts ist eine erhebliche »Verdichtung« der Beziehung verbunden. Plötzlich steht eine Fülle von teilweise ganz unscheinbaren Entscheidungen an, die getroffen werden müssen. Vor allem auf den Fragenkomplex »Wer macht was, wann und wie?« müssen Antworten gefunden werden. Wenn man nicht eine Separierung der individuellen Lebensbereiche anstrebt – das wäre der faktisch schwer zu realisierende Grenzfall der Vermeidung von Haushaltsintegration –, dann muss hinsichtlich dieser Fragen ein gewisses Maß an Gemeinsamkeit hergestellt

werden. Problematisch sind dabei natürlich die individuell unterschiedlichen Ansichten und Neigungen hinsichtlich der Haushaltsführung. Die gilt es zu vermitteln, und zwar typischerweise weniger in Gestalt von Kompromissbildungen, sondern im Sinne einer Integration der unterschiedlichen Dispositionen in einen *geteilten Modus der Kooperation*. Dieser Kooperationsmodus lässt sich als eine Art »Verfassung« des Paares verstehen: ein weitgehend implizites »set« von Überzeugungen und Standards, das den Akteuren im Alltag ihre Zuständigkeiten zuweist und den Bezugspunkt für mögliche Konflikte abgibt. Das Gelingen der Haushaltsintegration ist durch die Herausbildung eines solchen Kooperationsmodus gekennzeichnet.

Vor diesem Hintergrund lässt sich bestimmen, worin die Anerkennung alltagspraktischer Verrichtungen in Paarbeziehungen besteht und wie sie sich vollzieht. Anerkennung heißt dann, dass das, was man tut, »zählt«. Es zählt dabei nicht als Leistung, die von der Person/den Personen abhebbar ist und im Hinblick auf allgemeine Standards bemessen wird, sondern es zählt im Hinblick auf den geteilten Kooperationsmodus. Er entscheidet, was wichtig ist, und »macht« so die jeweiligen Handlungen wichtig, bedeutsam. Er bestimmt den »Wert« der Leistung. Gatte A kann von außen betrachtet ein noch so guter, gar »professioneller« Koch sein – seine Küche ist in der Arbeitsteilung so lange nichts wert, wie ihre Standards nicht Teil der Paarverfassung, Teil des Kooperationsmodus sind. Wenn Gatte B meint, »wir sollten eigentlich weniger aufwendig kochen«, dann hat A's Kapital unter Umständen geradezu negativen Wert. Und B kann geradezu ein Meister im Bügeln sein, der leidenschaftlich und akkurat Hemden, Blusen, Tisch- und Unterwäsche bügelt – so lange diese Praxis nicht im gemeinsamen Entwurf der Lebensführung integriert ist, nicht Teil des impliziten »So sind wir und so wollen wir sein« ist, so lange ist dieses Kapital nichts wert, so lange zählt das Bügeln nicht, so lange findet B dafür keine Anerkennung. Man kann hier schon sehen, dass sich eine solche Anerkennung nicht primär in Form herausgehobener Akte der Wertschätzung realisiert. Entscheidend ist weniger ein immer wiederkehrendes Lob des Gerichts oder des ordentlichen Wäscheschrankes, sondern eine »fungierende« *Anerkennung*, eine Interaktionsstruktur, in der die einzelne Handlung wie selbstverständlich als Teil der Gemeinsamkeit im genannten Sinne erscheint.

Das ist jedoch eine noch unzureichende Bestimmung der Anerkennungsstruktur. Vor allem ist noch unklar, inwieweit dabei »Liebe« eine Rolle spielt und worin die Anerkennung von Individualität besteht. Zur weiteren Klärung muss man sich genauer die Genese des Kooperationsmodus im Prozess der Paarbildung anschauen. Auch in dieser Hinsicht kann man Überlegungen von Kaufmann (2004) weiterführen. Eine Pointe seiner Untersuchung des Morgens nach der ersten Liebesnacht besteht darin, dass selbst in dieser höchst außeralltäglichen Situation des Anfangs schon die Alltagspraxis eine Rolle spielt. In der Wohnungseinrichtung und in der Art und Weise der alltäglichen Verrichtungen kommt das Anderssein des

Anderen auf eine unmittelbare Weise zum Ausdruck. Man muss sich dazu verhalten, dass der Andere auf diese Art frühstückt, duscht, seine Wohnung einrichtet etc. Dabei steht gleichzeitig die Haltung des leidenschaftslosen Beobachters, der einen bloß wertenden Abgleich mit seinen eigenen Standards und Dispositionen durchführt, für die Verliebten nicht zur Verfügung. Zur Paarbildung gehört typischerweise, dass es in dieser Differenzerfahrung, gestützt durch das Liebesgefühl, zu einer Art Einklammerung der je eigenen Normalitätserwartungen kommt, einer Einklammerung der Geltungsansprüche der eigenen Dispositionen. Man könnte auch von einer »Dezentrierung«, einer praktischen Öffnung zum Anderen sprechen. Diese Dezentrierung des Subjekts ist die Voraussetzung für einen Integrationsprozess, der sich unterschwellig schon am »Morgen danach« zu vollziehen beginnt. Die Beantwortung der Frage, ob man ein Paar wird oder nicht, hängt ganz wesentlich damit zusammen, inwieweit man sich dafür öffnet, das Anderssein des Anderen in einen von Gemeinsamkeit geprägten Identitätsentwurf zu integrieren.

Wie schon angesprochen markiert das Zusammenziehen eine zentrale Phase dieses Integrationsprozesses. Im Hinblick auf die gestiegenen Anforderungen gemeinsamer Praxis entsteht im Fall des Gelingens ein gemeinsamer Kooperationsmodus. Unter den Bedingungen der Dezentrierung geht die Besonderheit der Akteure in diese alltagspraktische Konzeption des »so sind wir« ein. Vor diesem Hintergrund kann man sagen, dass in der Alltagspraxis des Paares die Emotionalität und die Anerkennung von Individualität auf eine unauffällige Weise eingelagert sind. Die Liebe ist darin insofern präsent, als sich etwas von der ursprünglichen, außeralltäglichen Verliebtheit über die Dezentrierung und Integration gewissermaßen in den Alltag »gerettet« hat. Sie lebt in der Kooperationsstruktur fort. Und insofern in den gemeinsamen Kooperationsmodus immer auch die Besonderheit der Akteure eingegangen ist, ermöglicht er nicht nur die Anerkennung von alltagspraktischen Leistungen des Anderen, er impliziert selbst auch die Anerkennung des Anderen in seiner Individualität.

Literatur

- Burkart, Günter (1998), »Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe«, in: Hahn, Kornelia/Burkart, Günter (Hg.), *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*, Opladen, S. 15–49.
- Burkart, Günter/Koppetsch, Cornelia (2004), »Die Ordnung des Paares und die Grenzen der Partnerschaft«, *Psychotherapie und Sozialwissenschaft. Zeitschrift für Qualitative Forschung*, Jg. 6, H. 2, S. 73–88.
- Fraser, Nancy/Honneth, Axel (2003), *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse*, Frankfurt a.M.

- Honneth, Axel (2000), *Das Andere der Gerechtigkeit*, Frankfurt a.M.
- Honneth, Axel (2003), *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte* (Erweiterte Ausgabe), Frankfurt a.M.
- Kaufmann, Jean-Claude (1994), *Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag*, Konstanz.
- Kaufmann, Jean-Claude (2004), *Der Morgen danach*, Konstanz.
- Koppetsch, Cornelia (2005), »Liebesökonomie. Ambivalenzen moderner Paarbeziehungen«, *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, Jg. 2, H. 1, S. 96–107.
- Meuser, Michael (1998), »Vergesellschaftete Intimität. Geschlechterpolitik und Liebe«, in: Hahn, Kornelia/Burkart, Günter (Hg.), *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*, Opladen, S. 217–233.